

sondern eher als ein Feld unterschiedlicher Problematisierungen und möglicher Strategien« (ebd.) Auch hier zeigt sich die Produktivität des Dispositivbegriffs als ein »Konstrukt oder ein Denk- und Beschreibungsansatz gerade medialer Phänomene, in dem materielle Gegebenheiten und Beschaffenheiten apparativer, technischer Objekte mit physiologischen, epistemologischen und soziologischen Strukturen verschränkbar gemacht werden« (Engell 2001, 41).

An der oben bereits zitierten Stelle liefert wiederum Stauff den wichtigen Hinweis auf die doppelte Funktion des Dispositiv-Begriffs hinsichtlich seiner Bedeutung für die Untersuchung von Medien. Mit dessen Hilfe kann man sowohl »die heterogenen Elemente der Medientechnologien von ihren gemeinsamen Effekten aus [...] untersuchen« – das Dispositiv damit als »*methodische Anleitung*« gebrauchend – oder, und sehr viel direkter, diesen »im Sinne einer *Theorie* ihrer Funktions- und Wirkungsweise« (Stauff 2001, 87; kursiv i.O.) auf die Medien anwenden.

In bewusster Entgegnung auf jüngere Tendenzen in der Foucault-Rezeption, die stark auf die späten Arbeiten und Vorlesungen zu Subjektivierung, Gouvernementalität und Biopolitik fokussieren und Fragen des Sichtbaren relativ rasch mit der Konzeption des Panoptischen in »Überwachen und Strafen« (1976) für erledigt erklären, sollen im folgenden Abschnitt die archäologischen Überlegungen zum Diskursbegriff aus den früheren Schriften Foucaults einer aufmerksamen Re-Lektüre unterzogen werden, um das Verhältnis von Diskurs und Materialität sowie, als daran anschließender Fluchtpunkt, von Sagbarkeit und Sichtbarkeit präziser als bisher zu bestimmen.

Monumente des Sichtbaren – eine archäologische Annäherung

Die archäologische »Methode« Foucaults als auf andere Weise historisierender und kontextualisierender Eingriff in tradierte geisteswissenschaftliche Kritikkonzeptionen prägt bekanntlich die frühen wissenshistorischen Arbeiten Foucaults – von der »Geburt der Klinik« als einer Archäologie des ärztlichen Blicks (Foucault 1988 [1963]) über die »Archäologie der Humanwissenschaften« in der »Ordnung der Dinge« (1971 [1966]) bis hin zur »Archäologie des Wissens« (1973 [1969]). In letzterer, vielfach verstanden als Versuch der Präzisierung des eigenen Standpunkts und eher methodologische Reaktion auf Missverständnisse im Rahmen der breiten Rezeption der drei Jahre zuvor er-

schiene »Ordnung der Dinge«, grenzt Foucault sich von überkommenen Formen der Ideengeschichte ab und fokussiert noch stärker als in den vorausgegangenen Publikationen auf die für ihn zentralen Begriffe des Diskurses beziehungsweise der »diskursiven Praxis« und schließlich der »diskursiven Formationen«.

Deutlich wird die Trennung zwischen Subjekt und Objekt der Erkenntnis aufgelöst und überführt in eine je unterschiedliche Gesamtgemengelage, die alle Elemente diskursiver Praxis umfasst. Es wird ein Gebiet kartiert, das aus der »Gesamtheit aller effektiven Aussagen« (1973, 41) hervorgeht und dieses zugleich konstituiert. Nicht deduktiv, sondern »in konzentrischen Kreisen« (166) bewegt sich die archäologische Methode durch das zu kartierende Gebiet, »mal mehr zu den äußeren, mal mehr zu den inneren« Kreisen tendierend, um zu zeigen »wie ohne Fehler, ohne Widerspruch, ohne innere Arbitrarität sich ein Gebiet organisieren kann, in dem die Aussagen, ihr Gruppierungsprinzip, die großen historischen Einheiten, die sie bilden können, und die Methoden, die ihre Beschreibung gestatten, sich in Frage gestellt sehen.« (Ebd.)

Das »Instrument« (296) der archäologischen Methode, die theoretische Maschinerie, die sie in Gang zu setzen in der Lage ist, erlaubt die »Preisgabe der Ideengeschichte, die systematische Zurückweisung ihrer Postulate und Prozeduren« (197) und ist damit Voraussetzung für den »Versuch, eine ganz andere Geschichte dessen zu schreiben, was die Menschen gesagt haben« (ebd.).

Es sind Aussagen wie diese und die starke Betonung des Diskursbegriffs, die Foucaults archäologische Methode seitens der Rezeption anfangs in die Nähe einer sprach- und schriftzeichenfixierten Vorgehensweise rücken ließen. Eine derartige Verkürzung auf das, was »die Menschen gesagt haben«, wird jedoch, wie im Folgenden explizit herausgearbeitet werden soll, dem Zuständigkeitsbereich archäologischer (später genealogischer) Verfahren kaum gerecht. Es ist vor diesem Hintergrund hilfreich, sich noch einmal die vier von Foucault vorgestellten Grundprinzipien einer Archäologie ins Gedächtnis zu rufen:

Die Archäologie versucht, *erstens*, *nicht* Gedanken, Vorstellungen, Bilder, Themen etc. zu definieren, die in Diskursen auffindbar wären oder sich in diesen manifestieren. Vielmehr sucht sie die Diskurse selbst zu definieren, »als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken« (198):

»Sie behandelt den Diskurs nicht als *Dokument*, als Zeichen für etwas anderes, als Element, das transparent sein müßte, aber dessen lästige Undurchsichtigkeit man oft durchqueren muss, um schließlich dort, wo sie zurückgehalten wird, die Tiefe des Wesentlichen zu erreichen; sie wendet sich an den Diskurs in seinem ihm eigenen Volumen als *Monument*.« (Ebd.; kursiv i.O.)

Im Perspektivwechsel von Dokument zu Monument, in der Befreiung von allein zeichentheoretischen Festlegungen der Aussage deutet sich die Erweiterung diskursiver Formationen über das Sagbare hinaus bereits an. Zugleich wird ihnen als »Monument« eine eigenständige Sichtbarkeit zugeschrieben, die Umfänge und Volumina, Längen und Umrisse umfasst.

Zweitens sucht die Archäologie weder Ursprung eines Diskurses noch den etwaigen kontinuierlichen Übergang von einem Zustand zum anderen, also jene Momente, in denen Diskurse »ausgehend von dem, was sie noch nicht waren, geworden sind, was sie sind« (ebd.). Vielmehr interessiert sich eine archäologische Herangehensweise für den je spezifischen Diskurs selbst, mit dem Ziel »zu zeigen, worin das Spiel der Regeln, die sie in Bewegung setzen, irreduzibel auf jedes andere ist« (ebd.).

Archäologie ist, *drittens*, nicht werkzentriert, sondern »definiert Typen und Regeln von diskursiven Praktiken, die individuelle Werke durchqueren« (199) und, *viertens*, nicht rekonstruktiv im Hinblick auf Intentionen und Motivationsgeschehnisse zum Zeitpunkt einer identitären Enunziation. Statt Rekonstruktion und Wiederholung – damit unweigerlich Selbstauslöschung der archäologischen Maschine im Lektüre- und Wiederherstellungsvorgang – also Neuschreibung und erneute Schreibung in der Form der Äußerlichkeit, mithin »regulierte Transformation dessen, was bereits geschrieben worden ist« (200) und folglich »Beschreibung eines Diskurses als Objekt« (ebd.) ohne allzu großes Augenmerk auf Einschreibungen des Subjekts.

Diese Form der epistemologischen Archäologie (anstelle erkenntnistheoretischer Theoretisierung) fragt mithin als radikale Historisierung nach den Konstellationen von Diskursen und Kontexten, in denen Wissen möglich wird. Sie nimmt Wissenschaft als Kontext und wissenschaftliche Diskurse als Aussageordnungen ernst, schiebt diese jedoch ineinander, um sich dem Bereich des Wissens und seiner Möglichkeitsbedingungen zu nähern.

Ähnlich wie in den späteren genealogischen Arbeiten zum Machtbegriff folgt die Beschreibung nicht präsupponierten Begriffen oder transhistorischen Ideen, sondern konkreten diskursiven Praktiken als Objekten und gleichzeitig den Relationen von durch diese Praktiken hervorgebrachten Ob-

jekten, die gemeinsam wirklichkeitskonstitutiv sind. Die diskursive Praktik ist dabei, darauf hat Paul Veyne hingewiesen, »weder eine Instanz (wie das Freudsche Es) noch eine erste Triebkraft (wie die Produktionsverhältnisse)« (Veyne 1992, 27), sondern zuerst einmal schlicht »das, was praktiziert wird« (28). Diese scheinbare Tautologie löst sich auf, wenn man Foucault darin folgt, dass, »was gemacht wird, der Gegenstand (...) sich durch das [erklärt], was in jedem Moment der Geschichte das Machen war. Fälschlicherweise stellen wir uns vor, daß das Machen, die Praktik, sich vom Gemachten aus erklärt.« (37)

Die Relationalität, die Foucaults Machtbegriff prägt, hält auch das Verhältnis von Sag- und Sichtbarkeit in Bewegung. Beide gehören, als aufeinander bezogene, dabei aber aufeinander irreduzible Bereiche zu einem Netz der Beziehungen an einem historisch spezifischen Zeitpunkt. Wie die Macht im Sinne Foucaults gehören auch sie »zur Ordnung der Beziehung« (Ewald 1978, 12). Als miteinander verkettete und einander mithervorbringende Technologien des Diskurses dynamisieren oder stabilisieren Relationierungen von Sicht- und Sagbarkeit: Sie generieren »Beständigkeit, Wiederholung, Trägheit und Selbsterzeugung« (Foucault 1983, 114). Dabei spielt selbstverständlich im Komplex »Macht/Wissen«, der auch die wissenschaftliche Ordnung fundiert, Macht eine zentrale Rolle für jegliche Erkenntnisproduktion: als Relation von Machtverhältnissen ohne Außen, die bekanntlich weder allein institutionell noch strukturell noch personalisierbar sind, sondern vielmehr, nach der berühmt gewordenen Definition Foucaults, zuallererst »der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt« (ebd.).

Die Grundlage für die Beschreibung der Produktion von Wissen und epistemischen Ordnungen, die Genese von Macht-Wissen-Dispositiven, wie sie Foucault später ausführlich und intensiv betreiben wird, findet sich trotz aller späteren Verschiebungen und Selbstkritiken bereits in der »Archäologie des Wissens« angelegt und teilweise ausformuliert. Die Figur einer Relationalität wird hier entwickelt, welche nicht mehr erklärbar ist durch ein Vorschreiten von Wissensobjekt zu Wissensobjekt oder durch die Analyse von Subjekt-Objekt-Verhältnissen, sondern welche – über die Einbeziehung der engen Verschaltungen von Diskursen, Praktiken, Materialitäten und Technologien – letztlich »von allem zu allem« verläuft (Veyne 1992, 74).

Die (später zugunsten des Dispositivbegriffs weitgehend vernachlässigte) Konzeption der »Episteme« wird hier gefasst als »Gesamtheit der Beziehungen, die in einer gegebenen Zeit die diskursiven Praktiken vereinigen kön-

nen« (Foucault 1973, 272). Durch diese werden epistemologische Figuren, ganze Wissenschaften, Disziplinen und Denksysteme erst ermöglicht. Die Episteme ist also selbst *keine* Erkenntnisform und *kein* Rationalitätstypus, denn dann könnte sie verschiedene Gebiete der Wissenschaftlichkeit durchziehen und auf diese Weise die Einheit des Subjekts oder eines ganzen Zeitalters manifestieren. Als Gesamtheit der Beziehungen beschrieben, »eröffnet sie ein unerschöpfliches Feld und kann nie geschlossen werden« (273). Die Episteme ist überdies dynamisch, nicht feststellbar, eine »unendlich bewegliche Gesamtheit von Skansionen, Verschiebungen und Koinzidenzen, die sich herstellen und auflösen« (ebd.) – und vor allem nicht begrenzt oder hinreichend definiert durch technische Unzulänglichkeiten: der technologische Determinismus, der sich in zahlreichen fortschrittsgläubigen Darstellungen immer schärfer werdender und tiefer vordringender Instrumente der Sichtbarmachung als eine Art »Frontier-Mythos« der stetigen Verschiebung der Grenzen des Sichtbaren verschrieben hat, wäre für die Episteme gerade nicht charakterisierend, sondern vollständig sekundär²¹.

Der neuralgische Unterschied, der das Konzept der Episteme von allen Erkenntnistheorien und -philosophien trennt, besteht darin, dass sie die Tatsache des Rechts eines wissenschaftlichen Diskurses, Wissenschaft zu sein, nicht bestreitet, sondern diese Tatsache und das Recht zur Diskussion stellt und im Zuge dessen »nicht auf die Instanz einer ursprünglichen Schenkung, die in einem transzendentalen Subjekt die Tatsache und das Recht begründete, sondern auf die Prozesse einer historischen Praxis bezieht« (274).

Der Diskurs verlässt dabei den Raum der Textform und des Zeichenhaften, er ist nicht länger »dünne[r] Kontakt- oder Reibefläche einer Wirklichkeit und einer Sprache, die Verstrickung eines Lexikons und einer Erfahrung« (74). Stattdessen ist es Foucault daran gelegen, an präzisen Beispielen zu zeigen, »daß man bei der Analyse des Diskurses selbst die offensichtlich sehr starke Umklammerung der Wörter und der Dinge sich lockern und eine Gesamtheit von der diskursiven Praxis eigenen Regeln sich ablösen sieht« (ebd.). Die eigentliche Aufgabe besteht folglich darin, nicht beziehungsweise nicht mehr »die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Prak-

21 Darüber hinaus wird sich zeigen, dass ein immer tieferes Vordringen in die Materie und die vermeintliche Erschließung neuer Sichtbarkeitsbereiche schnell an Grenzen stößt, nicht allein an Darstellungsgrenzen, sondern an physikalische Unbestimmtheiten, die jeden neu erschlossenen Sichtbarkeitsbereich spekulativ werden lassen.

tiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (ebd.). Zwar seien die Diskurse weitgehend durch Zeichen gebildet, benutzten letztere jedoch für weitaus mehr als bloß zur Bezeichnung von Dingen oder Sachverhalten: »Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben.« (ebd., kursiv i.O.)

Nur auf diese Weise gelangt man von einer Wissenschaftsgeschichte zu einer Geschichte des Wissens. Wissen, so macht Foucault wiederholt deutlich, ist nicht kumuliert aus Einzelerkenntnissen, weder als Summe noch als Synthese sei es zu begreifen, sondern als »Gesamtheit von Elementen (Gegenständen, Formulierungstypen, Begriffen und theoretischen Entscheidungen) [...] die aus ein und derselben Positivität heraus im Feld einer einheitlichen diskursiven Formation gebildet sind« (Foucault 2001, 921). Foucault deutet im Sommer 1968 in seiner Antwort auf den *Cercle d'épistémologie*, aus der auch die oben zitierte Definition des Wissens stammt, an, wie sehr sein eigenes Denken dabei von Zeitgenossen und Lehrmeistern wie Gaston Bachelard und Georges Canguilhem beeinflusst worden ist: Statt wie bisher in geschlossenen Systemen und Begriffsgebäuden zu denken, sei es eben durch Bachelard möglich geworden, etwa »epistemologische Schwellen, die die unbegrenzte Kumulation von Erkenntnissen durchbrechen« (889) zu denken; erst durch Canguilhem, die Aufmerksamkeit auf »die Mutationen, die Verschiebungen, die Transformationen im Feld der Geltung und Verwendungsregeln der Begriffe« (ebd.) zu richten. Damit habe auch der Begriff der Diskontinuität auf veränderte Weise Einzug in die Wissensgeschichte gehalten und wiederum seinen Status verändert, denn für die klassische Geschichte sei die Diskontinuität zugleich das Gegebene wie das Udenkbare gewesen: »das, was sich in Gestalt verstreuter Ereignisse, Institutionen, Ideen oder Praktiken darbot; und das, was durch den Diskurs der Historiker umgangen, reduziert und ausgelöscht werden musste, damit die Kontinuität der Ereignisse zutage treten konnte« (890).

Die Diskontinuität als »Stigma zeitlicher Aufsplitterung« (ebd.), das zu tilgen oder in der Überschreibung zu verbergen war, wird in der neueren Geschichtsschreibung ebenfalls zu einem unverzichtbaren Element der Beschreibung, zu Gegenstand und Instrument der Untersuchung zugleich, denn allein diese Herangehensweise scheint zeitgenössischen Historikerinnen Entdeckungen zu ermöglichen, die im Bereich der »Grenzen eines Prozesses«, der »Grenzwerte der Oszillation«, der »Schwelle des Funktionierens« oder des

»Augenblick[s] des Stockens einer zirkulären Kausalität« (ebd.) zu verorten wären.

Kurz gesagt: die historisch herausgebildeten Disziplinen rekonstruieren nicht länger Zusammenhänge aus dem diskursiven und diskontinuierlichen Gewimmel, »sie bringen nunmehr systematisch die Diskontinuität ins Spiel« (891). Diese systematische Hinwendung zum Diskontinuierlichen als Gegenstand und Instrument transformiert das Konzept der Diskontinuität und macht daraus einen »operativen Begriff« (ebd.).

Die Folgen einer solchen Begriffsverschiebung könnten weitreichender kaum sein: »Man muss sich von einem ganzen Komplex von Begriffen lösen, die mit dem Postulat der Kontinuität verknüpft sind« (893) – dazu gehören nicht zuletzt der Begriff der ›Tradition‹, der ›Mentalität‹, des ›Geistes‹, des ›Einflusses‹ und der ›Entwicklung‹ sofern diese teleologisch oder linear konzipiert ist: »Man muss akzeptieren, dass man es in erster Instanz nur mit einer Menge verstreuter Ereignisse zu tun hat« (894). Mit der Phänomenologie letztlich unvereinbar, ersetzt die Archäologie die Achse »Bewußtsein – Erkenntnis – Wissenschaft«, welche unweigerlich auf den »Index der Subjektivität« zurückverweist durch die Achse »diskursive Praxis – Wissen – Wissenschaft« (Foucault 1973, 260). Die neue Achsenbildung ist insofern programmatisch für die wissensarchäologische Arbeit des frühen Foucault, als infolge dieser die Bereiche der Wissenschaft und der Archäologie voneinander getrennt und unterscheidbar gehalten werden.

Sobald man all »jene schlecht kontrollierten Synthesen des Diskurses« (Foucault 2001, 898) wie sie Buch, Werk oder wissenschaftliche Disziplin bereitstellen, überwindet, befreit man damit einen ganzen Wissens- und Diskursbereich und der Diskurs wird sichtbar als etwas anderes als Sprache. Während letztere eine finite Menge an Regeln herausbildet, auf deren Grundlage infinite Performanzen ermöglicht werden, ist der Diskurs hingegen »die stets endliche und zeitlich begrenzte Menge allein der linguistischen Sequenzen, die formuliert worden sind [...] Sie bilden [...] eine endliche Menge« (899). Insofern stellt die Beschreibung des Diskurses die Frage in den Mittelpunkt, wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage und keine andere in ihrer Stelle aufgetreten ist – und versucht folglich, die Aussage »in der Enge und Besonderheit ihres Sichereignens zu erfassen, die Existenzbedingungen zu bestimmen, auf das genaueste ihre Grenzen zu fixieren, ihre Korrelation mit anderen Aussagen zu erfassen, mit denen sie verknüpft sein kann, zu zeigen, welche anderen Formen der Aussage sie ausschließt« (899f.).

Der Aussage wird damit im Feld des Sagbaren wieder Ereignischarakter zuteil, die archäologische Beschreibung der »sonderbare[n] Existenz« von Aussagen, das Streben nach Diskontinuität setzt »eine Staubwolke diskursiver Ereignisse« frei (900), wenn man diese in ihrem historischen Auftreten darstellt, als »irreduzible – und sehr oft äußerst kleine – Emergenz« (ebd.). Wichtig ist dabei zu berücksichtigen, dass zwar die konkreten Bedingungen des Erscheinens von Aussagen als Ereignisse untersucht werden, nicht jedoch in umfassenderer Weise nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt gefragt wird. Das Archäologieprojekt Foucaults streicht das Transzendente konsequent und einigermaßen vollständig aus.

Vor dem Hintergrund eines derartigen Verfahrens wird dreierlei denkbar, nämlich zunächst einmal zu begreifen, auf welche Weise Aussagen »als Ereignisse in ihrer spezifischen Eigenart sich über Ereignisse äußern können, die nicht diskursiver Natur sind, sondern einer technischen, praktischen, ökonomischen, sozialen oder politischen Ordnung zugehören können« (901). Zum anderen wird es möglich, diskursive Zusammenhänge jenseits der als natürlich, unmittelbar oder universell sich präsentierenden Einheiten zu bilden: »Vorausgesetzt, dass man deren Bedingungen klar definiert, wäre es legitim, ausgehend von korrekt beschriebenen Beziehungen diskursive Gesamtheiten zu bilden, die nicht neu, gleichwohl aber unsichtbar geblieben wären.« (Ebd.)

Drittens wäre die thematische Überschrift für die skizzierte Vorgehensweise nicht länger »Geschichte«, sondern »Archäologie« im Sinne einer Untersuchung der »Existenzweise diskursiver Ereignisse in einer Kultur« (902), die aus dem Archiv, in der für Foucault spezifischen Fassung des Begriffs, extrahierbar würde. Das Archiv ohne ursprüngliche *arché* wird nicht gebildet durch die Gesamtheit von Texten oder Spuren einer Kultur, es ist definiert als das »Spiel der Regeln, die in einer Kultur das Auftreten und Verschwinden von Aussagen, ihr kurzes Überdauern und ihre Auslöschung, ihre paradoxe Existenz als Ereignisse und als Dinge bestimmen« (ebd.).

Die Wissenschaften bilden insofern einen privilegierten Untersuchungsbereich für die »theoretische Maschine« der Archäologie, als sie ein Feld ausbilden, in dem die Beziehungen der Aussagen zahlreich, dicht und relativ leicht les- und beschreibbar sind. Daher Foucaults rhetorische Frage: »[...] gibt es ein anderes Gebiet, in dem die diskursiven Ereignisse untereinander besser und gemäß besser entzifferbarer Beziehungen miteinander verbunden scheinen als in demjenigen, was man im Allgemeinen mit dem Ausdruck Wissenschaft bezeichnet?« (903)

Zu vermeiden ist jedoch jedwede synthetisierende Rückbindung an eine der »unreflektierten Einheiten« (ebd.), wie zum Beispiel das Individuum, das Subjekt des Diskurses oder den Autor des Textes. Solange synthetische Instanzen wie Subjekt und davon getrennt auftretendes Objekt des Wissens konzeptionell dominieren, können die Relationen nicht in all ihrer Komplexität in Erscheinung treten, denn Geschichte müsste sich an einer durchlaufenden Subjektivität respektive einer transzendentalen Teleologie orientieren, um als kontinuierlich oder einheitlich konzipiert werden zu können. Umgekehrt müsste Geschichte als kontinuierlich gedacht werden, um die Souveränität des Subjekts retten zu können. Aus diesen Gründen »war die anonyme Diskontinuität des Wissens aus dem Diskurs ausgeschlossen und ins Undenkbare verbannt« (931).

Im Wissen der Wissenschaften ist man mit einer »komplexen Figur« konfrontiert, in der sich gleichzeitig Aussageformation (als Ereignismenge), Positivität (als Regime der gestreuten Objekte), als auch Wissen (Gegenstände, Formulierungstypen, Begriffe und deren Einbettung in eine Technologie, Institution, ein Narrativ oder eine politische Praxis) miteinander verbinden. An die Stelle einer Geschichte oder einer reinen Epistemologie der Wissenschaft tritt die Beschreibung der Beziehung zwischen Wissenschaften im oben beschriebenen Sinn und den diskursiven Formationen, in die sie ein- und aus denen sie hervorgehen. Die allgemeinen »Bedingungen der Möglichkeit« einer Wissenschaft« (922) zergliedern sich in zwei unterscheidbare »heteromorphe Systeme« (ebd.). Eines davon definiert die Bedingungen der Wissenschaft als Wissenschaft: »Es bezieht sich auf ihren Gegenstandsbereich, den Typus der Sprache, den sie benutzt, die Begriffe, über die sie verfügt oder die es einzuführen bestrebt ist.« (Ebd.) Das System legt die formalen Regeln fest, nach denen »eine Aussage einer Wissenschaft zugehören kann« (923), die Bedingungen der Wissenschaftlichkeit in diesem System sind dem wissenschaftlichen Diskurs immanent und allein durch diesen definierbar.

Das zweite System betrifft die historischen Bedingungen der Möglichkeit einer Wissenschaft. Es ist ihr nicht immanent und wird »durch ein Feld diskursiver Gesamtheiten konstituiert, die weder denselben Status noch dieselbe Einteilung, noch dieselbe Organisation, noch dieselbe Funktionsweise aufweisen wie die Wissenschaften, denen sie Raum geben« (ebd.). Es handelt sich um Figuren, die eine gewisse ihnen eigene Konsistenz aufweisen, Foucault spricht auch von »autonomer Disposition« (ebd.), deren Remanenz, Transformation oder Verschwinden immer im Bereich des Möglichen erscheint.

Auf den Punkt gebracht, ließe sich mit Foucault sagen: »Wissen ist nicht Wissenschaft in der sukzessiven Bewegung ihrer inneren Strukturen, es ist das Feld ihrer tatsächlichen Geschichte.« (Ebd.) Wissen auf diese Weise »als spezifische Dimension« (924) zu adressieren, impliziert für Foucault jedoch nicht, sich vollständig von existierenden Analysen der Wissenschaft loszusagen, sondern vielmehr, »den Raum, in dem sie ihren Ort haben, so weit als möglich auszuspannen« (ebd.).

Der Raum, in dem die Wissenschaften ihren Ort haben, ist zugleich der Raum, in welchem diese ihre Gegenstände als Objekte des Diskurses erzeugen und in Formationen bringen. Im Rückgriff auf das Beispiel der Medizin und der Psychologie (und im Vorgriff auf das der Strafanstalt) diskutiert die »Archäologie des Wissens« die Felder einer ersten Differenzierung, die die »Diskontinuitäten und Schwellen« die etwa dem psychiatrischen Diskurs gestatten, »seinen Bereich abzugrenzen, das zu definieren, worüber er spricht, ihm den Objektstatus zu geben – es also erscheinen zu lassen, es nennbar und beschreibbar zu machen« (Foucault 1973, 63). Man hat es, und dies ist eine der für die Wissenschaftsforschung wirkmächtigsten und langlebigsten Pointen, die sich bereits in der »Archäologie« finden lassen, folglich nie mit »völlig konstituierten und strukturierten Gegenstände[n]« (64) zu tun, die dann lediglich zu registrieren, zu inventarisieren und zu klassifizieren wären, denn der Diskurs ist niemals schlicht der »Ort, wo sich Gegenstände, die vorher errichtet worden wären, niederlegen und überlagern wie auf einer einfachen Inschriftenfläche« (65).

Ein wissenschaftlicher Diskurs ist nicht charakterisiert durch die bevorzugten Objekte, »sondern durch die Art, seine [...] Gegenstände zu gestalten« (67). Die gestaltende Tätigkeit des Diskurses wird, wie oben beschrieben, aufrechterhalten durch mannigfaltige Beziehungen zwischen den »Instanzen des Auftauchens, der Abgrenzung und der Spezifizierung« (ebd.). Eine diskursive Formation bildet sich heraus, wenn einerseits gezeigt werden kann, »wie irgendein Gegenstand des in Frage stehenden Diskurses darin seinen Platz und das Gesetz seines Erscheinens findet« und außerdem, dass der Diskurs »gleichzeitig oder nacheinander sich einander ausschließende Gegenstände hervorbringen kann, ohne daß er sich selbst verändern müsste« (ebd.).

Foucault leitet aus dieser Einsicht vier gewichtige Folgen ab: erstens die Erkenntnis epistemischer Ordnung, nämlich »daß man nicht in irgendeiner Epoche über irgendetwas sprechen kann« (68), dass man nicht einfach etwas »Neues« sagen kann, denn »es genügt nicht, die Augen zu öffnen, Obacht zu

geben, sich bewußt zu werden, damit neue Gegenstände sich sofort erhellen und auf ebener Erde ihr erstes Leuchten hervorbringen« (ebd.).

Die verwendete Metaphorik der geöffneten Augen, die Obacht, das Erhellens des Gegenstands, dessen Leuchten ruft, wie zuvor bereits der extensive Gebrauch des Bilds der Erscheinung, unweigerlich die Frage auf, ob es an dieser Stelle und in der gesamten »Archäologie« tatsächlich nur darum geht, etwas Neues zu *sagen*?

Gilles Deleuze wird diese Frage vehement verneinen. Spätere Erweiterungen des Diskursbegriffs auf »Viskurse« und Technologien, die in der Folge zur Sprache kommen werden, lassen sich rudimentär bis in die – angeblich so auf das Sagbare fixierte – »Archäologie« zurückverfolgen. Das Sichtbare als Teil des Wissensdispositivs glimmt zumindest kurzzeitig immer wieder auf, auch wenn der Text es vermeintlich rasch auf Sagbarkeiten zurückverweist. Spätestens mit der erwähnten Verschiebung vom Dokument zum Monument etabliert die »Archäologie« einen *modus operandi*, der das Sag- und Schreibbare selbst in eine spezifische, in diesem Fall monumentale, Sichtbarkeit überführt.

Das sich »der Reinheit der Evidenz« und »der Hartnäckigkeit des Blicks« entziehende Ding ist eben – dieses Motiv durchzieht die gesamte Argumentation der vorliegenden Überlegungen – nicht vorgängig existent und bedürfte bloß der Entdeckung und Hebung aus den Tiefen der Unsichtbarkeit:

»[D]er Gegenstand wartet nicht in der Vorhölle auf die Ordnung, die ihn befreien und ihm gestatten wird, in einer *sichtbaren* und beredten Objektivität *Gestalt anzunehmen*; er ist sich selbst nicht präexistent, von einem Hindernis zurückgehalten an den ersten *Ufern des Lichts*« (ebd.; kursiv Verf.).

Auch in diesem Zitat deutet sich an, warum Gilles Deleuze in seiner, im französischen Original 1986, also drei Jahre nach dem Tod Foucaults, erschienenen Würdigung, Fort- und Überschreibung Foucaults auf das Missverständnis hinweist, dass darin bestand (und zuweilen noch immer besteht), Foucault über einen zu eng gefassten Diskursbegriff auf das Sagbare festzulegen. Es erklärt, warum Deleuze so vehement für eine unbedingte Einbeziehung des Sichtbaren plädiert, indem er feststellt: »Wenn man die Theorie der Sichtbarkeiten vergisst, dann verstümmelt man die Vorstellung, die Foucault sich von der Geschichte macht, aber man verstümmelt auch

sein Denken, die Vorstellung, die er sich vom Denken macht.« (Deleuze 1987, 72)²²

Die zweite Folgerung aus den dargelegten Mechanismen der Konstitution der Gegenstände im Diskurs ist die Tatsache, dass die Beziehungen von Institutionen, ökonomischen, politischen und sozialen Verhältnissen, Normen, Klassifikationen, Techniken und Charakterisierungen dem Gegenstand nicht inhärent sind, sondern daran beteiligt, diesen überhaupt sichtbar werden zu lassen:

»Sie bestimmen nicht seine innere Konstitution, sondern das, was ihm gestattet, in Erscheinung zu treten, sich neben andere Gegenstände zu stellen, sich in Beziehung zu ihnen zu setzen, seine Verschiedenartigkeit, seine Unauflösbarkeit und vielleicht seine Heterogenität zu definieren, kurz, in einem Feld der Äußerlichkeit platziert zu sein.« (68f.)

Es handelt sich bei den genannten Beziehungen also, drittens, nicht um das, was man gemeinhin primäre Beziehungen zwischen »Institutionen, Techniken und Gesellschaftsformen usw.« (69) nennt. Die Beziehungen, die sich in derlei Primärverhältnissen ergeben, können sich gegebenenfalls eminent von jenen Beziehungen unterscheiden, welche die Gegenstände eines Diskurses ermöglichen. Das Spektrum möglicher Beschreibungen kann sich sowohl auf die »primären oder wirklichen«, die »sekundären oder reflexiven« oder aber auf »Beziehungen, die man eigentlich *diskursiv* nennen kann« (ebd.; kursiv i.O.) hin öffnen.

Auch die diskursiven Beziehungen sind, das ist die vierte Konsequenz, dem Diskurs weder innerlich noch gänzlich äußerlich. Sie befinden sich »an der Grenze des Diskurses« – und das nicht auf eine spezifische Weise, sondern unscharf und unbestimmt, wie der Gebrauch des veruneindeutigenden »irgendwie« belegt:

»Sie befinden sich irgendwie an der Grenze des Diskurses: sie bieten ihm die Gegenstände, über die er reden kann, oder vielmehr [...] sie bestimmen das Bündel von Beziehungen, die der Diskurs bewirken muß, um von diesen und jeden Gegenständen reden, sie behandeln, sie benennen, sie analysieren, sie klassifizieren, sie erklären zu können.« (70)

22 Dieses Problem zeigt sich beispielsweise in Schneider 2009, wo die Fixierung auf das ›Bild‹ anstelle der Sichtbarkeiten Foucault letztlich doch wieder auf einen Denker der Aussageordnungen reduziert.

Sie charakterisieren somit weder die Sprache des Diskurses noch die Umstände seiner Entfaltung, »sondern den Diskurs selbst als Praxis« (70). Erst die Beschreibung der »Formation der Äußerungsmodalitäten« im nächsten Abschnitt der »Archäologie« führt das beobachtende Subjekt durch die Hintertür wieder ein – als von der diskursiven Formation und über die Bedingungen für die Formulierung von Aussagen und innerhalb einer institutionellen Ordnung verortete Funktion, deren Position zu den Gegenständen sich ebenso wie die Gegenstände selbst in der diskursiven Praxis herausbildet. Im Rekurs auf das Subjekt des ärztlichen Diskurses (vgl. Foucault 1988) wird noch einmal deutlich, dass die Position, die diesem zukommt, von jeweils unterschiedlich organisierten Wahrnehmungsfeldern mitbestimmt wird. Im 19. Jahrhundert ist letzteres »in die Tiefe hin angeordnet«, wird »durch instrumentelle Relais manifestiert« (1973, 79) und durch neuartige chirurgische Techniken oder das Verfahren der Autopsie rekonfiguriert. Diese Rekonfiguration bringt andersartige »Systeme des Registrierens, des Notierens, des Beschreibens, des Klassifizierens« (ebd.) mit sich, gleichermaßen aber auch neue Verfahren der statistischen Erhebung, der Wissensweitergabe in der Lehre, der Distribution von Informationen und vieles andere mehr. Der Arzt als souveräner Benutzer der Technik der Anamnese und der vorhandenen Labortechniken, der Arzt als Fragesteller und Deuter von Symptomen befindet sich in einem Bündel von Beziehungen und definiert über diese seine Position, deren ganze Komplexität Foucault in einem einzigen langen Satz zu fassen versucht, wenn er schreibt:

»Es sind Beziehungen zwischen dem Raum des Krankenhauses als dem gleichzeitigen Ort des Beistands, der gereinigten und systematischen Beobachtung und der Therapie, die teilweise erprobt, teilweise experimentell ist, und einer ganzen Gruppe von Wahrnehmungstechniken und Wahrnehmungskodes des menschlichen Körpers – so wie er durch die pathologische Anatomie definiert ist; das sind auch Beziehungen zwischen dem Feld der unmittelbaren Beobachtung und dem Gebiet der bereits erworbenen Informationen, Beziehungen zwischen der Rolle des Arztes als Therapeuten, seiner Rolle als Pädagogen, seiner Rolle als Station in der Verbreitung ärztlichen Wissens und seiner Rolle als für die öffentliche Gesundheit im gesellschaftlichen Raum Verantwortlichen.« (79f.)

Die »Archäologie« lässt die Frage der Abgrenzung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken weitgehend unbeantwortet, wie sie auch die Frage eines Außen des Diskurses unscharf erscheinen lässt, wenn sie die diskursiven

Beziehungen als weder inner- noch äußerlich, vielmehr ›irgendwie an der Grenze‹ (69) ansiedelt. Das ist einerseits unbefriedigend und wurde entsprechend kritisiert (vgl. u.a. Lemke 1997). Andererseits hat es die Ausweitung des Diskursbegriffs über die Berücksichtigung anderer Ordnungen ermöglicht. Die Sackgasse, in die sich Foucault, folgt man der Argumentation Waldenfels' (Waldenfels 1991), möglicherweise mit der nicht erfolgten trennscharfen Abgrenzung von Diskursivem und Nichtdiskursivem manövriert hat, erlaubt es, den engen Bezug zu von der Aussage her konzipierten Redeordnungen aufzulösen, indem man Foucaults eigene Materialstudien oder etwa die am Ende der »Archäologie« überblicksartig aufgerufenen »anderen Archäologien« ernst nimmt und weiterentwickelt.

Foucault fragt dort nach der Möglichkeit einer archäologischen Analyse, die »auch die Regelmäßigkeiten des Wissens erscheinen ließe, sich aber nicht vornähme, sie in Richtung der epistemologischen Figuren und Wissenschaften zu analysieren (Foucault 1973, 274). Er erwähnt *en passant* zum Beispiel den »verborgenen Diskurs des Malers«, der sich nicht in Worte übersetzt, sondern »in Linien, Oberflächen und Farben« (276). Die archäologische Methode hätte dann das Ziel zu untersuchen, »ob der Raum, die Entfernung, die Tiefe, die Farbe, das Licht, die Proportionen, die Inhalte, die Umrisse in der betrachteten Epoche nicht in einer diskursiven Praxis benannt, geäußert und in Begriffe gefaßt worden sind« (ebd.) – eine Rückbindung an die vertraute diskursive Praxis, doch mit dem entscheidenden Unterschied, dass die untersuchte Praxis »auf Worte verzichtete« (ebd.).

Dies zu entwickeln böte, in Waldenfels' Worten, den Vorzug, »das Ordnungsgeschehen so zu differenzieren, daß nicht eine Ordnungsform dominiert, daß nicht etwa die Rede den ›beredten Blick‹, den Foucault in seiner Geburt der Klinik [...] selber zu analysieren verspricht, einfach übertönt.« (Waldenfels 1991, 292). Damit kehrte man zurück in jene von Foucault selbst angesprochene Region, »in der die ›Dinge‹ und die ›Wörter‹ noch nicht getrennt sind, wo die Weise des Sehens und die Weise des Sagens auf der Ebene der Sprache noch eins sind« – vor allem aber wird man »die ursprüngliche Verteilung des Sichtbaren und des Unsichtbaren befragen müssen« (Foucault 1988, 9), wie in der »Geburt der Klinik« einleitend beschworen. Auch hier, im zuerst zitierten Teil, findet sich ein Primat der Sprache wieder, welche die Ebene des Sehens und Sprechens definiert. Die Aussage zum Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem bezieht sich auf eine zu beschreibende Reorganisation des Raumes des Sichtbaren, die Foucault für das 18. Jahrhundert diagnostiziert, nach welcher »die Beziehung des Sichtbaren zum Unsichtba-

ren, die für jedes konkrete Wissen notwendig ist, ihre Struktur geändert hat« (10) und sich ein neues Bündnis zwischen Sagen und Sehen herausbildet. Am Ende des 18. Jahrhunderts kreist um den dunklen Kern der Dinge, an dem der Ort der Wahrheit vermutet wird, »die souveräne Macht des empirischen Blicks« (11) mit großer Langsamkeit und Genauigkeit: »Der rationale Diskurs stützt sich weniger auf die Geometrie des Lichts [weniger als seine Vorgänger; Anm. Verf.] als auf die beharrliche, unaufhebbare Dichte des Gegenstands.« (Ebd.).

Die Dinge geben ihre Wahrheit nicht preis, »kein Licht wird sie mehr in ideale Wahrheiten auflösen können« (12). Die Rekonfiguration des ärztlichen Blicks (und gleichzeitig seines Gegenstands), der geprägt ist von Aufmerksamkeit für jedes Detail, verleiht den Dingen nach und nach ihre Objektivität: »Der Blick reduziert nicht mehr, er begründet vielmehr das Individuum in seiner unreduzierbaren Qualität« (ebd.). Erst danach lässt sich ein rationaler Diskurs um das Individuum herum organisieren. Zuerst Blick, dann Sprache – so beginnt die »Geburt der Klinik«. Der klinische Diskurs »verweist auf die nichtsprachlichen Bedingungen, von denen aus er sprechen kann: auf die gemeinsame Struktur, die gliedert und artikuliert, was *gesehen* und *gesagt* wird« (17; kursiv i.O.).

Spätestens hier deutet sich der so wichtige Chiasmus von Sichtbarkeit und Sagbarkeit an, der erst in der erwähnten Fortschreibung durch Deleuze (1987) als nicht das Sichtbare auf das Sagbare reduzierender kenntlich gemacht wird. Denn Deleuze weist zwar auf einen gewissen Primat der Aussage bei Foucault hin, betont jedoch zugleich nachdrücklich, wie etwa auch Friedrich Balke angemerkt hat, dass »dieser Primat keineswegs eine *Reduktion* der Sichtbarkeiten auf die Aussagen bedeute« (Balke 2012, 259).

Medien des Sichtbaren und des Sagbaren

Für Friedrich Balke tritt »[b]ei Foucault [...] an die Stelle der phänomenologischen Verflechtung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Chiasmus von Sichtbarkeit und Sagbarkeit« (Balke 2012, 259). Balke liest diese Ersetzung als strategisch kluge und diskurspolitisch geschickte Aneignung der chiasmatischen Figur, die prägend ist für die Phänomenologie und deren Entwendung insbesondere geeignet ist, »das Verhältnis des Sagbaren und des Sichtbaren bei Foucault zu charakterisieren, weil er dem gerade auch von phänomenologi-